

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schott, Anton: Die Schuld. Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Die Schuld.

Erzählung von Anton Schott.



1.

In der Gemeinde Scheibelberg ist der Pfingsttritt heuer beim Langhansen. Die drei Wirte in der Gemeinde wechseln damit ab, auf daß jeder einmal dazukommt, den Nachbarn und vor allem dem jungen Gevölke die überflüssigen Groschen abzunehmen. Ein Jahr hält der Schneef den Pfingsttritt mit darauffolgendem Tanze, ein

anderes Jahr der Gaiswirt, und heuer ist eben die Reihe am Langhansen.

Der Pfingstsonntag ist ein Festtag und gehört als solcher zur Gänze dem Herrgott, dem ihn wohl mancher auch nicht gönnt, aber vom Montage wird der Nachmittag schon vom Vergnügen in Anspruch genommen. Am Pfingstmontage ist in der Gemeinde Scheibelberg immer Pfingsttritt.

Der Schulmeister und der Pfarrer behaupten, der Pfingsttritt wäre ein Ueberbleibsel irgendeines Frühlingstfestes der alten Deutschen und uralter Brauch, aber die Behörde, die von altem deutschen Brauche nichts wissen will, schaut die Sache einfach als Wettreiten an und gestattet den Reitern auch nur als solches.

Daher halten die Scheibelberger doch alle Jahr ihren Pfingsttritt, wie es seit uralten Zeiten der Brauch ist.

Bald nach Ostern schon fangen die Burtschen an, zu etwas müßiger Zeit oder an Sonntag-nachmittagen die von Zug und Feldarbeit steifen und ungelentken Rosse „gängig“ zu machen, auf den Angern und Brachen herumzutummeln und sie an den geraden Lauf nach Ziel und Willen zu gewöhnen. Rosse, die den Pfingsttritt schon öfter mitgemacht, werden um diese Zeit unruhig, als ahnten sie die Jahresfrist und als sehnten sie sich selbst nach dieser Abwechslung und nach ein bißel Brumf und Gepränge, die andern aber brauchen Mühe und Arbeit, um sie halbwegs so weit zu bringen.

Am Pfingstmontage nach dem Mittagessen geht es ans Parademachen. Die Mähren werden so sauber gepußt und gebürstet, daß sie glänzen wie frisch gestrichen, die Mähne wird in Zöpfchen geflochten und mit Seidenbändchen geziert, und selbst an die Schweifswurzel kommt eine handgroße Seidenmasche.

Dann rüsten sich die Reiter. Der Brauch ist, daß diese Reiter weder Toppe noch Weste tragen, sondern lediglich die breiten, sorgsam gestickten

Hosenträger über die blühweißen Hemden, grün-santene oder auch gestickte Schlägelläppchen auf den Köpfen und eine um die Hüften aufgesteckte weiße Schürze.

Es ist, wie wenn es die Mähren selbst kennten, daß sie zu Putz und Glanz hergerichtet und anders ausschauen wie Werktags am schmutzigen Wagen: wie Prangjungfern trippeln und tänzeln sie daher, und freudiges Wiehern hallt von allen Seiten über die feiertagstillen Gefilde.

Nach dem Nachmittagssegen strebt männiglich dem Hausenwirtschause zu, wo es schon wuret vor lauter neugierigen Kindern, und wo die Spielleute schon stimmen und proben. Bald darauf kommen die Reiter daher, und unter den Klängen des Pfingstelmarsches geht es nachher hinaus auf das Brachfeld, auf dem schon vorher die „Ziele“ mit Stroh gemäret worden, ein inneres, wo sich Rosß und Reiter anstellen, und ein äußeres, dem zugeritten werden soll, und dessen erster Erreicher das „Fähnchen“ kriegt, ein bannerartig an einem Stänglein befestigtes Seidentüchlein im Werte einiger Gulden.

„In einem Pfingstmontage leidet es mich nicht daheim, wenn sie mich anbinden,“ behauptet ein altes Männchen in altväterischer Tracht, und seine Augen funkeln noch wie blutjunge, da es die Reiter so betrachtet.

„Mir geht es auch so,“ gesteht sein Nebenmann. „Mir ist sogar, als müßt' ich noch einmal mitreiten, ehevor es zu Ende geht.“

„Wäre nichts mehr,“ kichert ein schäbiger, schmieriger Kunde hinter ihnen, den sie den Wagenschmiermann heißen, der Debruperl, der mit Wagenschmier und Krätzsalben handelt und auch mit Ruffen- und Schwabepulver, das manchmal hilft und manchmal . . . weder Menschen noch Viehern schadet. „Hätte kein Gesicht nimmer. Wäre kein Halten mehr auf den ungestümen Häutern.“

„Oh nimmer; aber . . . das Herz wäre halt alleweil noch jung und . . . närrisch.“

„Närrische Herzen machen närrische Leute . . .“ „Höll'dunner! Des Eschelbergers Brännel hat sich aber zusammengewachsen,“ wundert der Steinklüber und wackelt voll Unglauben mit dem Kopfe. „Meinen sollte man nicht. So ein spinnenhariger Drach und jetzt . . . jetzt . . .“

„Oftmals betrügt dich Vieh und Mensch,“ bedeutet der Wiesbauer. „Dirr'stest gerade nur wetten auf dies oder jenes.“

„Meinen Kopf hätte ich verwettet.“

„In so ein zwei, drei Jahren reite ich auch schon mit,“ nimmt sich ein kaum fausthohes Knirpslein vor. „Bis dahin muß mir unsere Kathel schöne Hosenträger sticken . . .“

„Da muß dich doch deine Mutter noch aufs Rosß hinaufheben,“ zahnt¹⁾ hinter ihm die alte Seppenbäuerin.

¹⁾ Dämisch, zäuresetschend lachen.

„Und ein bissel anbinden schadet auch nicht . . .“
Der Junge wirft ihr einen Blick zu, der dem wildesten Kerl alle Ehre machte, tut ein paar entrüsteter und dabei doch geschämiger Schnaufer und drängt weg von . . . diesem Rabenbraten . . .

„Ich traue dir halt doch zu wetten, daß mein Fühchel das Erste bekommt,“ vermischt sich der Brandriegler. „Hat den Haferhaufen gemustert diese Zeit her, und der Kasper hat bei der Reiterei gedient . . .“

„Des Haidsteffels Schimmel hat es im Vorjahre gewonnen,“ hält der Stiegl dieser Hoffnung entgegen. „Ist nicht schlechter worden seither, früher stärker und gelenkiger.“

„Na, werden halt sehen. Wenn mein Fühchel das erste ist am Ziele, kriegt der Kasper seinen Fünfer, und . . . wenn ich gerade recht in Freuden komme, kann's ein Zehner auch werden.“

Des Oedbauern Hütbübel schwenkt sein Hütlein, tut einen halblauten Zuchzer und singt das erstbeste Liedel heraus, das ihm einfällt.

„Bin ein Geißhub, bin ein Rühhub,
Bin ein Ochsentreiber,
Wenn ich groß werd', wenn ich g'scheit werd',
Werd' ich Oberschreiber.“

Um inneren Ziele staut sich der Zug. Die Reiter nehmen mit ihren Kössen vor oder vielmehr hinter dem Strohgezzel Aufstellung, und der Bergschuster und der Geigernazi haften zum äußeren Ziele hinaus. Der eine trägt das Fähnchen, und der andere hat das Schußzeug mit dem er das Zeichen zum Losrennen geben soll. Die Zuschauer aber suchen sich ihnen passende Plätze entlang der Feldraine.

Die Spielleute blasen eine mullweiche Weise um die andere, die Kofse tänzeln herum und wiehern und können das Weglaufen kaum mehr erwarten, und die Zuschauer mutmaßen das und jenes und manche wetten sogar ein paar Maß Bier auf das oder jenes Köß, das ihrer Ansicht nach das Erste kriegen könnte.

Da knallt der Schuß, und diejenigen Kofse, die schon ein Pfingstelrennen mitgemacht, greifen sofort zu gestrecktem Laufe aus, während andere erst dazugebracht werden müssen und daher schon eine Kleinigkeit im Nachteile sind. Aber weder des Brandrieglers Fühchel noch des Haidsteffels Schimmel kriegen das Erste, sondern des Eschelbergers Bräunel, das schnurgerade läuft und einen guten Reiter hat.

Letzter wird der Dorner-Gangerl¹⁾, der des Wiesbauern steifknochige Mähre reitet und es augenscheinlich schon von vorweg darauf abgesehen hat, nicht einmal aus Ziel zu gelangen. Wie der reinste Kasperl jagt er den Krampen herum, womöglich nach einer größeren Gruppe alter Weiber, und Schreien und Lachen folgt seinem närrischen Tun und Treiben.

¹⁾ Verkleinerungsform von Wolfgang.

„Der Bub hat den leibhaftigen Plunder barfuß rennen sehen,“ mutmaßt die Grabenbinderin. „Lauter Spaß und Fürwitz, und lauter . . .“

„Lauter Narrenstückeln,“ knurrt daneben der Wagenchmiermann, der Ruperl.

„Gerade das gefällt den Dirndln am meisten.“
„Mich, daß . . .“

„Dich möcht' eh' keine mehr,“ lacht die Oedschneiderin. „Aber dem Gangerl kann doch noch einmal ein Glück blühen.“

„Wenn er sich nicht anders stellt, nachher kaum.“

„Wer weiß? Wird eh' schon allerhand gemunkelt. Am Ende kommt er gar noch zu seinem Vaterhaufe. Des Dorner's Liesel . . .“

„Sel wäre mehr wie recht,“ nickt der Ruperl kräftig.

Da tut hinter ihnen etwer ein paar ungefüger Schnaufer, und als sie sich umsehen, kehrt der Kund auch schon den Rücken und stapft von dannen: der Mathes, der hintere Dorner, ein wildbärtiger Waldknorren, der den Hut alleweil hübsch tief über die Augen gezogen trägt und der keinem Menschen gerade in die Augen oder ins Gesicht zu sehen gewohnt ist.

„Dem hast, scheint mir, jetzt einmal recht geredet,“ kichert die Grabenbinderin.

„Was frage denn da ich darnach?“

„Eh' schon, aber . . . oftmals . . . soll man so etwas nicht zu früh beschreiben, sonst vergeht's wie der Morgenmehel. Wenn es den Dornerleuten nicht recht wäre . . .“

„Von mir aus, gesagt ist gesagt.“

Der Zug ordnet sich zur Rückkehr ins Wirtshaus. Vorauf stellen sich die Spielleute, dahinter kommt des Eschelbergers Knecht mit dem Siegesfahnen und nachher die übrigen Reiter, und Scherz, Lachen und harmloses Necken und Spötteln schallt allenthalben hin und wieder. Die meisten Lacher jedoch hat der Gangerl um sich und auch die meisten Leute. Es ist seit jeher Brauch und Gewohnheit, daß der letzte zu Trost und Stärkung eine beinahe tellergroße Flasche voll echten Brasil- oder Schmalzertabakes kriegt, und mit dem teilt nun der Gangerl aus. Dem schlägt er ein Häuflein auf die Faust und jenem, und alten und jungen Weibern bietet er ein Schnüpflein des braunen Nasengewürzes an, um Spaß und Widerrede herauszufordern.

„Dir ist's eh' nur um den Tabak zu tun gewesen,“ mutmaßt des Dorner's Liesel schlankweg und täschelt dem schwerfälligen Kösse den flachen Hals. „Und du mußt es nachher entgelten armer Häuter. Die Leute sagen, du könntest nicht rennen.“

„Was die Leute sagen, sel ist uns zweien ganz Wurscht,“ lacht der Gangerl beruhigend.

„Zuhuh! Gelt, Bräunel!“
Hinterdrein stapft der Dorner, der Mathes,

und stößt von Zeit zu Zeit seinen schweren, eisenbeschlagenen Stecken wuchtig in den etwas zähen Erdboden. . . . Was er vorhin gehört, hat sich in seinem Kopfe verspießt und findet nimmer hinaus. . . . Die Liesel. . . . Und es wäre mehr wie recht, sagt dieser. . . . dieser Schmierfink! . . . Kann schon sein, daß es so wird! Aber. . . wie der Stoßfänger¹⁾ fährt er drunter, wie einer ein Wespennest anpacken muß, mit jähem Griffe faßt er an, und keinen Muck und keinen Blick duldet er mehr. Und. . . dem Schmierfacke reibt er die Neden heute noch fest unter die Nase. Was es den angehe, daß er. . . feinen Schnabel wegen und nutzen muß? Mehr wie recht! Als ob. . . Na, warte nur; es wird schon recht werden!

Der Zug kommt zum Wirtshause, die Reiter steigen von den Rossen, und diese führen die Hütbuben gegen ein kleines Trinkgeld heim und in die Ställe.

„Daß aber von euch keiner mitgetan hat!“ wundert der Gangerl den Dornerbuben gegenüber, und während diese nur die Schultern schütteln, sagt es die Liesel gerade heraus.

„Mein!“ macht sie es. „Bei uns! Die Buben wären so gern mitgeritten wie jeder andere und mit unsern Rossen hätten wir uns auch sehen lassen können, aber. . . der Vater halt! Könnte bei dem unnötigen Laufen leicht eines ein Pfündlein verlieren oder eine Schwinge voll Futter mehr fressen. . .“

„Nächstes Jahr wird mitgeritten.“ nimmt sich der Thoma vor, der zweitälteste. „Wenn es ihm nicht recht ist, nachher. . .“

„Nugen ist gerade keiner dabei.“ hält der Sepp dawider und nimmt eine feste Priße von des Gangerls Tabake.

„Du wirst derselbe Knicker.“ stellt die Liesel fest. „Wöcht' wissen, was der Mensch von lauter Wuchern und Knicken hat. Nicht einmal eine frohe Stunde.“

„Liesel!“ winkt ihr der Dorner, ihr Vater, beiseite, und beim Feuerwehrlhäuslein drüben auf der anderen Straßenseite erklärt er putz-

trocken, was ihm nicht gefällt und in den Kram taugt. „Diese Herumzieherei um den Dornergangerl und diese. . . und das leid' ich halt nicht.“ pläzt er dann plump heraus. „Daß ich dich nimmer sehe bei ihm, und daß du mir mit ihm nicht zum Tanze gehst! . . .“

„Nicht zum Tanze gehen?“ entrüstet sich die Liesel und wird brennrot im Gesichte. „Diese Schande tu' ich keinem an, dem ärgsten Lumpen nicht.“

„Und ich leid' es nicht.“

Ein paar Augenblicke steht sie mit halbgeöffnetem Munde, aber dann verdrückt sie die kurze Widerrede und wendet sich einfach ab und den Leuten zu.

Vom Tanzboden her klingen die prickelnden Weisen des ersten Tanzes, und vom Wirtshause

herüber ruft und winkt dieser. . . Mistbub, dieser Gangerl, . . . und. . . sie geht auf ihn zu und mit ihm auf den Tanzboden. Alle. . . alle. . . dreihundertdreißigtausend und noch ein etliche! Wenn einer da nicht werden könnte wie hellauf eine Wildkaze, nachher müßt' er kein Tröpflein Galle mehr im Leibe haben. Und er leidet es nicht, er duldet es nicht. . . . Am Ende kommt er gar noch zu seinem Vaterhause. . . kann schon sein! Und wenn der helle Dunner seine ruhigen Krallen im



Der Zug ordnet sich zur Rückkehr ins Wirtshaus.

Spiele hätte, so käme es auch nicht so weit z'wegen warum. . . ? Ah was! Er hat selbst drei Buben und. . . Warte, dorten steht dieser Schmierhadern ein bißel abseits! Dem kann gleich das Notwendigste gesagt werden.

Und er strebt sofort auf ihn zu.

„Ein paar Worte!“ grinst er hämisch. „Ein paar Worte nur; wirst dich eh' gleich auskennen. . . . Gan. . . jetzt muß ich dich doch fragen: was geht denn dich der Dornerbub an, der Gangerl, weil du auch deinen Schnabel dabei haben müßt? Wäre mehr wie recht. . .“

„So!“ kreißt der Ruperl in seiner Weise, da er merkt, wo das Ganze hinaus will. „Da rinnt also das Häfen? Na, von mir aus. Weißt, Dorner, mich geht der nichts an und der nicht, und wenn mich etwer etwas angegangen hätte, nachher hätte ich früher einmal etwas sagen

¹⁾ Kletner Geier.

können. Verstehst mich? Hätt' es auch sagen sollen, weil es mich heute noch heiß und drückt, daß ich es nicht getan habe . . ."

"Was . . . hättest sagen können?" pfaucht der Dorner, und seine Augen bohren sich ausnahmsweise ein paar Augenblicke förmlich fest in des Ruperls Gesichte.

"Meine Sache!" trutzet der und wendet sich weg. "Aber ich kann sagen, daß es mehr wie recht wäre, wenn der Gangerl wieder zu seinem Vaterhause . . ."

"Wie . . . meinst das? Und er tritt ihm kurz in den Weg.

"Meine Sach'," wiederholt der Ruperl nochmals. "Aber . . . weil du so neugierig bist: Ich weiß, wie der vordere Dorner, des Gangerls Vater, selmal ums Leben kommen ist. Verstehst mich jetzt, du . . . Ganzseiner?"

Ein paar Augenblicke ist dem Mathes, dem hinteren Dorner, als wäre rechts und links von ihm und vorn und hinten je ein Himmelslichter¹⁾ mit krachendem Summen niedergefahren, und der Erdboden zitterte und wankte unter seinen Füßen . . . Er . . . weiß etwas! Alle . . . alle . . .!

Und während er so schaut und stiert in seinem Erkommen geht der Ruperl seines Weges und



„Nicht zum Tanze gehen?“ entrüstet sich die Fiesel und wird brennrot im Gesicht.

läßt ihn stehen. Diese Rede kann er nehmen, wie er will, und wenn er sie recht krumm nimmt, schadet es auch nicht.

„Alle . . . alle . . .!“ kreißt der Dorner wie-

¹⁾ Blitz.

der, da er sich endlich ermannt und von der Stelle hebt. „Mit dem muß ich . . . klar deutsch reden, klar deutsch . . . daß er mich gut versteht.“ Knapp vor der Tür des Wirtshauses aber reißt es ihn jählings wieder herum. Ist nicht notwendig, daß er jetzt in das Gedränge und in den Turbel hineingeht. Das Malefizdirndl folgt ihm augenscheinlich nicht, und unter den Leuten kann er unmöglich eine Schimpferei anfangen mit ihm. Daheim aber wird es ihn schon verstehen. Und . . . mit diesem Habakuk muß er heute noch reden . . . lediglich reden, wie er die Geschichte eigentlich meint. Hartnahe am Wege ist ein dichter Haselhag an der Sonnenseiten, und dort legt er sich hin, sinnt seiner Fahrten nach und wartet, bis der Himmel kommt.

„Mathes! Dorner!“ schreit ihm einer nach. „Daß dich der Schinder etwan gar schon heimzu reitet! Geh her ein bißel! Beim Gaiswirte soll Platz und Ruhe genug sein für ein gemüthliches Pläuscher!“ Aber er schaut nimmer um und gibt kein Zeichen.

Voller Gift und Aerger stapft er hinaus aus dem kleinen Dertel in die festtägig stillen Fluren, auf denen nur die Sonnenwärme flirrt und flimmert, und über denen die Lerchen trillern, und hinter dem Haselhage auf des Eschelbergers Markung legt er sich der Länge nach nieder und läßt jedem seiner zuwideren Gedanken Kommen und Gehen frei . . . Mit dem muß er reden, dem . . . muß er das Notwendigste sagen.

So sinnt und strubelt er dahin, bis sich die Sonne schon hübsch gen die Berge neigt und herankommendes Reden ihn aus dem Drahel reißt.

Jetzt . . . könnt' er kommen. Ja . . . aber der Stängel ist bei ihm, und beide reden und deuten, als hätten sie wer weiß was auszumachen.

Für diesmal ist es also nichts; aber . . . ausgemacht muß die Geschichte schon noch werden.

2.

Zu der uralten bayrischen Grenzstadt Furth im Walde ist „Drachenstich“.

Zu früheren Zeiten hat diese Festlichkeit immer am „Kranzelsontage“, das ist am Sonntage nach dem Fronleichnamsfeste, stattgefunden, in neuerer Zeit aber sticht man den Drachen später, damit — mehr Fremdenzug kommt.

Einige Wochen vorher schon künden in allen Gast- und Geschäftshäusern der Umgegend große Aushängezettel dieses Fests an und tun kund und zu wissen, daß am so und so vielten in der alten Grenzstadt Furth i. W. der Drach' nach altem Brauch und Herkommen gestochen werde, und daß sich daran ein großes dreitägiges Volksfest schlösse, dazu männiglich eingeladen wäre.

Und man kommt auch.

Schon vormittags strömen die Leute aus der Umgegend von allen Seiten herbei, gen Mittag kommen die entfernter Wohnenden, und auch die Jüge bringen Mengen von Neugierigen. Bekannte begrüßen sich, Fremde finden sich bei einer Maß Brauem, auch einem nach Wäldlerart ausgetauschten Schnüpflein Brasil zu oftmals weittragender und lebenslang währender Bekanntschaft zusammen, und alles ist ganz Spannung und Erwartung, wie heute der Drach' abgetan wird.

Vor der Bräuwirtschaft zum Bay stehen ein paar Einheimische und lachen und witzeln über einen wahrscheinlich über alle Maßen geschundenen Ghemann, der sich den Einfall geleistet, in der Zeitung anzukünden, daß er für den heurigen Drachenstich seinen alten, im Kampfe vielfach erprobten Hausdrachen empfehlen könnte.

Des hinteren Dorners Piesel hat es zuwege gebracht, daß ihre Brüder, der Thoma und der Michel, auch auf den Drachenstich gehen wollen und sie ein Recht zum Mitgehen hat, und unter-

wegs hat es sich gespielt, daß des Wiesbauern Knecht, der Dornergangerl, ebenfalls zum Drachenstiche will, dieweilen einiges junge Gebursche aus seiner Nachbarschaft ihm dieserhalb zugeredet.

Wenn sich etwas . . . schicken will, so schickt es sich eben. Der Thoma und der Michel mutmaßten natürlich sogleich eine Verabredung, scherzen sich aber nicht weiter darum. Was geht es sie an, mit wem die Schwester gut sein will und mit wem nicht, und daß sie sich an das Verbot des Vaters nicht kehrt, ist ihre Sache.

Man plaudert, lacht und scherzt dahin, bis man nach Furth kommt in die Stadt, und bis es da und dorten zu schauen gibt und zu fragen und zu urteln.

Vor dem Baywirtschause steht ein Bauersmensch in altfränkischer¹⁾ Tracht und wartet

augenscheinlich auf etwen: der Waldhauser von Gutenzell.

„Bom Scheibelberg?“ erkundigt er sich in seiner seltsamen Redeweise.

„Alleweil,“ bejaht des Höhlippen Bub.

„Nichts gesehen vom Brandhofer?“

„Gesehen keine Nasenspitze; aber gestern hat er gesagt, daß er sich die Geschichte auch ein bißel anschauen möchte.“

„Mhm. Nachher kommt er schon. Wenn ihr ihn sähet . . .“

„Etwas ist er schon da und bei der Wutzmühle draußen.“

„Könnte auch sein . . .“ Und sie gehen zur Wutzmühle hinaus, wo die Zusammenstellung

des Festzuges vorgenommen wird. Die Festwagen sind da aufgefahen, hier und dorten taucht ein Reifiger auf oder ein grimmbärtiger Lanzknecht, und ein Kreuzritter setzt an dem brennenden Glimmstengel eines graufen Türken seine eigene, gar nicht zur Ausrüstung eines Kreuzritters passende Zigarre in Brand, während der Gau-



Hier und dorten taucht ein Reifiger auf oder ein grimmbärtiger Lanzknecht.

von Bogen“ sein Pfeiflein schmaucht und mit einer ganz neuzeitlichen Dame scherzt und schäkert, und „Kaiser Heinrich IV.“ mit einem wirrbärtigen Jägermeister aus ein und demselben Maßkrüge trinkt.

Der Brandhofer steht vor dem Festwagen der Bavaria und bestiehet sich dies und das genau, als der Waldhauser rücklings an ihn herantritt und ihm die Hand auf die Schulter legt.

„Also! Jetzt den Handel eben machen.“

Der Brandhofer wendet sich um. „Ja, der Waldhauser! Na, grüß dich Gott! Und . . . gar solche Eile hätt' es ja nicht.“

„Geschehen ist geschehen, und weg ist weg. Verstehst? Ich habe gesagt, heute komm' ich her und bringe dir das Ochfengeld mit, und . . . hat mich gefreut, daß du mir derweilen geborgt hast.“

¹⁾ Wittväterisch.

„Es kennt ja einer den andern.“

„Geh her ein bißel auf die Seiten!“

Und sie gehen etwas abseits hinter eine Bretterhütte, und der Waldhauser zählt dem Brandhofer das Ochfengeld auf, acht Hunderter.

„Ist ja recht, gelt?“ fragt er dann, und der Brandhofer nickt beifällig. „Nicht ein Pfennig fehlt.“

„Ei, ei!“ erkommt der Waldhauser jählings und deutet nach zwei Kunden, die am andern Ecke der Bretterhütte lehnen und anscheinend ganz wo anders hinschauen, als nach den zwei Bauern. „Habe gemeint, da sähe uns niemand, und derweilen . . .“

„Ah was!“ macht es der Brandhofer gleichmütig und schüttelt seinen eckigen Kopf geringschäßig. „Wegen denen! Die kenn' ich nicht, und die kennen mich nicht.“

„Im Gedränge könnte leicht . . .“

„So geh' ich halt nicht ins Gedränge.“

Sie wenden sich ab und gehen wieder zu den Festwagen hin und zu den Gruppen, wo etwas zu sehen und zu hören ist, und wo manche von Krieg und Kriegsgeschrei und von Schlachten und Siegen reden. Hören tut man ja alleweil, daß etwas im Anzuge sein soll, aber . . . was geht das sie und das übrige Volk an? Wenn die Großen etwas anzumachen haben werden miteinander, werden sie es schon auskochen, daß es nicht zu arg überläuft und nicht zu viel brandelt.

Der Festzug ordnet sich allmählich, und sie gehen ein Stücklein Weges voraus und lassen dorten den Festzug an sich vorüberziehen.

Dieser ist in fünf Gruppen geteilt, jede recht gut zusammengestellt und in möglichst historische Trachten gesteckt. Auch manches Rüstzeug wird mitgeführt, echt und von ehrwürdigem Alter, das ehemals gewiß nicht so friedlichem Zwecke gedient haben dürfte, vieles auch, das die Nachahmung auf den ersten Blick erkennen läßt.

Der ersten Gruppe voran schreitet der „schwarze Ritter“ mit der Drachenfahne, dahinter fährt der Festwagen mit der „Ritterin“ auf dem Drachensteine, in dessen Gefelste die Zwerge ihre Wohnung aufgeschlagen. Der Festwagen der zweiten Gruppe stellt eine Burg vor, in deren Hofe der Burgherr, die Burgfrau und einiges Gefinde, Ritter und Knechte, sitzen und anscheinend ob etwas trauern. Dahinter noch Gefinde, Ritter und Knechte, und selbst der Hofnarri fehlt nicht. Die vierte Gruppe versinnbildlicht die Belehnung Friedrichs von Bogen mit den Weilern Furth und Grabis im Jahre 1086 durch Kaiser Heinrich IV. Ein Herold und eine Schar Edelknechte leiten die fünfte Gruppe ein, auf deren prächtigem Festwagen Bavaria einen Kranz über acht, die acht Kreise Bayerns versinnbildende Kinder hält. Dahinter ein Fähnlein Further Stadtsoldaten mit der uralten Grenzflagge, einem

altehrwürdigen, sturm- und kampferprobten Banner, das in manch hartem Strauße den Kämpfen für Vaterland und Volk vorangeflattert wider die einfallenden Tschechen. Die dritte Gruppe bilden Kreuzfahrer mit einem eroberten Türkenlager, ein Herold mit der St. Georgsfahne und der „Drachentöter“ mit seinen vier Begleitern. Diese Gruppe schließt sich dem Zuge aber erst nach beendeten Drachenstücke an.

Der Festzug bewegt sich über den Stadtplatz herab und verzieht sich dann in eine Seitengasse, und nur der Wagen mit dem Drachensteine und der Ritterin bleibt stehen.

Die Bergzwerge kriechen aus dem Gefelste und beginnen ein Bittlied zum Allvater um Erlösung von dem bösen Drachen, dem auch die Ritterin auf dem Drachensteine heute zum Fraßopfer werden soll. Und dann kommt der Ritter Drachentöter herbei und des Weges, erfährt von der Not der edlen Frau und erbietet sich, den Kampf wider das Untier aufzunehmen. Unterdessen wälzt sich der Drache, ein blaues, schiefes Untier, das zum eigenen Vergnügen nach den Gewändern und Tüchern der Zuschauerinnen schnappt, mit dem Rachen klappert und allerlei andere Ungezogenheiten vollführt, schon herbei.

Der Ritter wirft das Roß herum und sprengt dem Untier entgegen. Zwei oder drei Gänge, und der Drache beginnt mit Kopf und Schwanz wild um sich zu schlagen, aus dem weitgeöffneten Rachen fließt Blut, und er sinkt verendend zusammen.

Eine Dankrede noch und ein Kranz als bescheidener Mitterslohn, und der Drachenstich ist für diesmal wieder vorbei. Der Festzug stellt sich wieder zusammen, um sich zur Witzmühle zurückzubewegen, und auch viele der Zuschauer gehen und ziehen mit auf die Festwiese.

„Ihr verhaltet euch schon noch ein Zeitlein,“ mitmaßt der Brandhofer dem jungen Gebölke gegenüber, das noch keine Anstalten machen will, sich auf den Heimweg zu begeben.

„Nimmer lange,“ stellt die Fieseln in Aussicht.

„Ich mache mich heimzu. Der Weg ist noch lang, und ein paar Stationen macht man auch noch gern.“

„Mir ist auch so,“ entschließt sich des Dorner's Thoma. „Was schaut einer mehr viel herum? Näher daheim ist allemal besser.“

„Sagt uns halt derweilen an!“ scherzt der Gangerl. „Wis es dunkelt, sind wir auch im Scheibelberg oben.“

„Ist schon recht.“

Die zwei machen sich auf den Heimweg, und nach einem Zeitlein hastet ihnen auch der Pechhackerbub noch nach. Die andern aber schleudern dem Zuge nach zur Witzmühle hinaus und schauen und gaffen hier und dorten an Ringelspielen und am Ringwerfen, an Komödianten

und an Taschenspielern. Dazwischen kauft man sich hier eine Maß und dort auch eine, und es wird auch für sie Zeit zum Heimgehen.

Unter Scherz und Lachen macht man sich auf den Weg, und es fängt wirklich zu dunkeln an, bis man zum Schneckenwirt in Scheibelberg hinaufkommt.

Der hintere Dorner hat tagsüber erfahren, daß ein ganzer Trupp jungen Gevölkes zum Drachenfische gegangen, und daß auch der Gangerl dabei ist, und er hat sich sofort zusammengereimt, daß die Geschichte wieder eine abgekartete Zusammenkunft sein mag. . . . Und jütament nicht! Es darf einmal nichts draus werden aus diesem Vorhaben, wenn es Graz gälte. Das muß nun auch dieser . . . Notnigel erfahren, der vielleicht die . . . besten Absichten haben mag.

Deshalb ist er noch zur Kirchen herunter, und deswegen wartet er, um diesem Kunden . . . das Nötige sagen zu können.

Kaum ist das Burschzeug¹⁾ angekommen, winkt er dem Gangerl aus der Stube. „Hätte dir ein bißel etwas zu sagen.“

Der Gangerl verhofft wer weiß was Erfreuliches zu hören, stutzt aber gleich, als dieser Mensch in seiner süßlichsten Weise anfängt: „Bist ein recht gescheiter Bursche, Gangerl, bist etwan gar ein bißel zu geschicht, aber sel kennst doch nicht, daß du dich um etwen andern umschauen solltest, wie um meine Liesel, wenn d' so eine . . . wenn d' halt ein Gegenstück suchen solltest, wie es schon der Brauch ist. Meine Liesel ist nicht gewachsen für so einen, verstehtst, und . . . ich leid' es halt einmal nicht,“ trumpft er nachher baumfest heraus. „Daß ich dich nimmer sehe um sie, und um meinen Hof herum schon gar nimmer . . .“

Dem Gangerl steigt der Bohn auf wie dräunendes Wettergewölke, und der leidige Trutz reizt die Zügel an sich.

„Sonst fehlt Euch heute noch nichts?“ spöttelt er.

„Wie . . .?“ pfaucht der Dorner in seinem Grimme.

„Was ich tun und lassen will, ist meine Sache; verstanden? Aber Euern Hof kann ich schon meiden, sel ist das Wenigste . . . So sind wir derweilen fertig?“

„Ich meine schon.“

Der Gangerl tut einen Zueherer wie etwa ein Hahn, der einem andern kampflustig zufräht, wendet sich kurzweg um und geht wieder dem Wirtshause zu, aber knapp vor demselben gibt es ihm einen Riß herum, und er geht vorbei und heimzu. Was täte er auch heute noch drinnen bei dem jungen Gevölke? Sein Aerger übertäubt die Freude, und er könnte sich leichtlich einmal von Zaum und Zügel reißen und

eine Rede herausstoßen, die am besten nicht getan wird. In Gegenwart des Dirndls möchte er mit dem Alten nicht viel zu tun haben.

Heim geht er!

Und er schlägt den Weg ein nach der Gegend der Gemeine, wo es in der Hochwiese heißt, und wo der Wiesbauer ist, bei dem er für dieses Jahr im Dienste steht. Sinnend, sich ärgernd und nebenbei wieder alles leichtlich in den Wind jagend, schlendert er dahin, und am Waldrande hinten setzt er sich ein Viertel nieder. Zu veräumen ist heute nichts mehr.

Da beginnt sich des Monds gelblichblasse Scheibe emporzuschieben über die fernen Berg Rücken, immer höher und höher, und es schaut gerade so aus, als ob ihn der alte Gefelle hämisch und herausfordernd anzahnen wollte. Es fehlte nur noch, daß an diesem Schalksgeichte ein Trumm Körper hinge, dessen Hände ihm schadensfroh die Feige wiesen. Unsinn! Was einem alles einfallen kann in . . . in der Dummheit halt!

Ja, da kommen ihrer zwei daher! Wer könnte das sein? Ah! Ist es, wer es sein will: es braucht ihn nicht jeder zu sehen, weil es keinen etwas angeht, wo er herumhocken und herumfinten will. Und er versteckt sich hinter einem Büschel Junggüchten.

Was? Die Kunden lassen sich gerade vor ihm nieder? Auch nicht schlecht. Nachdem sie keine Ahnung von ihm haben, kann er leichtlich hinter das oder jenes Geheimnis kommen.

„Den Weg muß er kommen,“ raunt der eine. „Und nachher: kurz machen, daß niemand dazu kommt! Wie er daherkommt, schlag' ich ihn gleich nieder, und du fährst hin und reizt ihn die Briestaschen aus der Zoppen. Und treffe ich ihn nicht sicher, und stellt er sich etwan zur Gegenwehr, nachher muß halt gemehgert werden. Um ein paar Hunderter muß man schon etwas wagen.“

„Fehlt nichts,“ raunt der andere zurück.

„Ja, so geht der Wind? Nicht schlecht! Auf-lauern, niederschlagen, mehgern . . . Wen? Ihn? Nein; er hat weder Briestasche noch ein paar Hunderter, und es würde solches auch keiner bei ihm suchen und mutmaßen. Der Plan muß etwem anderen gelten, und . . . das muß er nun schon sehen und hören.“

Des Abends rötlicher Schein verblaßt mehr und mehr, und dafür füllt der Mond die Welt und die Gegend mit seinem silbrigen Scheine, sendet seine Strahlen zwischen dem immer dunkler werdenden Astwerke hindurch und über die von keinem Lüftchen bewegten Baumwipfel. Wie Gespenster wachsen und schwinden die dunkeln Schatten, und die silbrigen Strahlen fahren dazwischen durch wie blanke Speere und Messer . . . Aber die Zeit wird immer länger und langweiliger, und trotz allen Sinnens und

¹⁾ Bursch = gekleidet aus Gebursche = junges Volk.

Grübelns wird ihm das Warten immer zuwiderer.

Halt! Jetzt kommt etwer! Vielleicht ist es derjenige, dem diese Spitzbuben aufauern. Nachher kann der Tanz bald losgehen, und er ist von der Heimlichkeit und von dem immer lästiger werdenden Verputzbergen erlöset . . . Jetzt einen Stein oder ein Trumm Holz zum Dreinschlagen, wenn der Turbel losgeht! Und er tastet um sich, bis er ein Trumm Stein erwischt, das gerade recht wird zum Dreinhauen.

Richtig, die Kunden springen auf und dem arglos des Weges stapfenden Menschen zu. Also auch auf!

Aber derweilen fällt schon ein dumpfer Schlag, und ein halbverdrückter Aufschrei folgt ihm; aber in den nächsten Augenblicken schon schlägt und hämmert er zu. Einer der Lumpen gibt sich sofort flüchtig, und der andere taumelt ans Wegufer, wälzt sich einige Male hin und her und verstopft sich nachher auch im Dürster des Waldes.

„Wer ist's?“

„Wart, Gefakert!“ kreißt nun der Ueberfallene und wäre, von der Ueberraschung erholt, zur Gegenwehr und zum Dreinschlagen bereit, aber der Gangerl springt zur Seite.

„Hanswurst!“ tadelt er. „Jetzt wolltest auf mich schlagen, weil ich dir die Raubersgesellen vom Leibe geschafft . . .“

„Ja, du bist es? Wie . . .?“

Der Ruiperl, der Wagenschmiermann! Alle guten Geister! Daß der ein paar Hunderter . . .? So und so wär' es gewesen, und so hätt' es sich geschickt, daß er hinter den Plan gekommen.

„Die passen einem andern für,“ mutmaßt der Ruiperl. „Unserer . . . die paar Groschen, die man sich durch Wochen hindurch verdient . . .“

„Aber sein hättest du es müssen . . .“

„Eh' wohl . . .“

„Wie der Dornier nicht ist, der mich anstreitet und vertreibt . . .“

„Als ob etwas nicht sein wollte; gerade so. Vergelte dir's Gott, Bub! Viel wäre wohl nicht hin gewesen an mir, aber . . . sein muß es auch noch nicht. Und . . . daß ich dir sage: Ein Dienst ist des andern wert. Ich weiß etwas, das dir nützen kann, und ich tue dir den Gefallen. Kannst dich verlassen auf mich. Wenn du nicht weißt darum, ist's gerade so warm, und es gehen dich keine unebeneten Gedanken an. Anders wird's ja nimmer, wenn d' es auch haargenau wüßtest, und geschene Dinge muß man ruhen lassen. Aber ich treibe einen Keil an, daß er zieht.“

„So treibst halt einen!“ stellt der Gangerl leichthin frei, und vor dem Wäldchen wendet er sich wieder zur Umkehr. „Jetzt geschieht dir nichts mehr, weil du von dir siehst, aber wenn

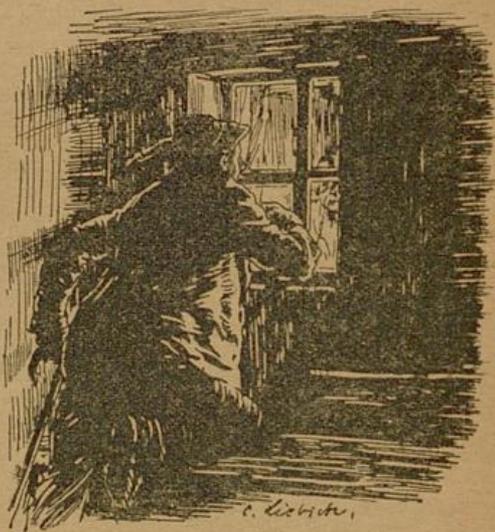
die Lumpen noch etwen anderen anfallen wollten . . .“

„Gib halt du acht! Und . . . ich könnte übrigens den Burgermeister verständigen, daß . . .“

„Steht ja gar nicht dafür. Zu finden werden sie eh' kaum mehr sein . . .“

3.

Als das erste Tagesgrauen über die Berge emporsteigt und seinen fahlen Schein über die Gegend sendet, pocht und trommelt etwer aus Leibeskräften am Kammerfenster des Graben-



Als das erste Tagesgrauen über die Berge emporsteigt, pocht und trommelt etwer aus Leibeskräften am Kammerfenster des Grabenbinders.

binders, der neben seinem Handwerke auch den Dienst eines Gemeindepolizisten versteht.

„Thoma! Auf mit dir!“

„No, no!“ knurrt der im ersten Erkommen.

„Was gibt's denn? Was ist denn los?“

„Auf, sage ich. Und ein bißel flink halt!“

„Wer bist denn? . . . Jegerl, ja!“ entsinnt er sich mitten drin. „Der Gangerl.“ Und er springt auf und rennt zur Haustüre. Des Burgermeisters Knecht: also eine Amtsbotschaft.

„Was ist's denn, mitten in der Nacht?“

„Schau, daß du in dein Gewand kommst und gehe gleich mit zum Burgermeister! Mobilisiert ist. Derweilen acht Armeekorps. Die Einberufungszettel austragen.“

„Alle . . . guten . . .“ entsetzt sich der Thoma und weicht einen Schritt zurück. „Und . . .?“

„Bis zweiundvierzig Jahre. Mich hat es eh' auch. Bei ein vierzig sind ihrer halt aus unserer Gemeine. Die Halbscheide muß ich verständigen, die andere du. Also: schnell!“

Alle guten Geister! Also geht es richtig los? Geredet und gemunkelt ist schon ein paar Wochen

her worden; aber keines hat es recht ernst genommen. Ueberall wird von Kultur und Gott weiß was geschrien; da kann es doch keinen Krieg und keine Menschenmörderei geben. . . . Und dieser Gang, der einem das Herz zerreißen könnte wie ein vermorschtes Baumwollflecken. Die Not und das Glend, das er mit dieser Botschaft in manches Haus bringen wird, und das Fleunen der Weiber und Kinderchen!

„Wenn etwer anderer wäre!“ sucht er sich zu drücken. „Ich zahlet' ihn wahrhaftig dafür. Ich waget mich über einen Bären, wenn es sein müßte, aber . . . ich kann halt keine Not und kein Glend sehen, und . . .“

„Rede nicht lange! Der Bauer hat mich um dich geschickt und du mußt kommen.“

So wirft er sich denn so rasch wie möglich in sein Gewand und hängt zu allem Ueberflusse noch den Säbel um und nimmt den dicksten Stecken, den er hat, als könnte er sich damit wider seine Gemütsweichheit rüsten und wappnen . . . In Gottes Namen also!

Die Stille und der Friede des Sonntagmorgens liegen wie lieblicher Märchenzauber über der ganzen Gegend. Die letzten Sternlein erblaffen, der Mond verkriecht sich, und da und dorten läßt sich schon ein wachgewordenes Vögelein hören. Um jedes Haus und jedes Gehöfte wehen noch Schlaf und Traum ihre zarten Schleier, und . . . vielen mag der Traumgott noch eitel Glück und Freude vortäuschen, denen das Erwachen Glend und Herzeleid bringen wird . . . Mobilisierung! Krieg! Und über den verblaffenden Sternen ist einer, der geboten und geheißnen allem Menschengeschlechte: Der Friede sei mit euch! Den Frieden hinterlasse ich euch.

Der Wiesbauer ist als Bürgermeister vom Einrückten enthoben; aber trotzdem zittert seine rauhe, arbeitsgewohnte Hand, als er den zweien die Verzeichnisse all derer übergibt, die von der Mobilisierung in Kenntnis zu setzen sind.

Und dann machen sich die beiden auf den schweren Weg. Der eine nimmt diese Seite der Gemeinde, der andere jene.

Der Hinteröder flucht wie ein Reiter, als er die Botschaft vernimmt, der Mooshäufelmann ruft alles Unheil und Unglück herab über die Schuldtragenden und alle Hohen und Höchsten, und die Dedbäuerin gebärdet sich hellauf wie von Simen.

Beim hinteren Dorner stehen sie gerade auf, als der Gangerl dem Hofe zustapft.

„Guten Morgen!“ grüßt er kühl und förmlich; aber der Dorner fährt ihn statt jeden Dankes Keschart an.

„Auf den . . . Zwetschgenbaum steigt mir, du . . . du . . .! Und gesagt habe ich dir's schon deutlich genug, daß du mir nimmer in die Nähe kommst von meinem Hause. Verstehst mich? Dort geht der Weg für.“

„Meinetwegen noch einer,“ trutzt der Gangerl entgegen. „Heute geh' ich halt herein, weil ich muß, und weil ich geschickt bin. Wo sind die Buben?“

„Brauchst sie, du . . . Fallot!“

„Diesmal schon . . . Sepp! Thoma! Michel!“

„Schau, daß du dich verziehst!“ krencht der Dorner in wachsender Wut.

Die Gerufenen kommen durch die Stalltüre auf die Gred, und unter der Haustür erscheint die Liesel mit einem Wassereimer in der Hand.

„Mobilisiert ist, daß ihr es wißet.“

„Wie . . . sagst?“ dehnt nun der Dorner ellenlang heraus und starrt diesen Unglücksmenschen mit weitaufgerissenen Augen und halbgeöffnetem Munde wie . . . einen Wildfremden an. „Wie . . . hast gesagt? Wer . . . sagt das?“

„Der Bürgermeister schickt mich um, und ich habe weiter nichts zu sagen. Das andere weiß ein jeder selbst.“

„Jetzt . . . geht die Uhr recht,“ pfaucht der Michel und fährt sich mit der Hand hinter das Ohr. „Jetzt . . . könnt' mich gleich alles . . .“

„Und die Arbeit übereinander!“ entsezt sich der Thoma. „Zweiknechte müssen sofort sein und gezahlt werden.“

„Mußt du auch fort?“ fragt die Liesel, stellt den Eimer zum Grande und kommt über die Gred heraus.

„Wie ein jeder, der beim Militär gewesen ist . . . Wir machen uns eh' alle miteinander auf den Weg?“ wendet er sich an die Buben. „Am halben Nachmittag herum beim Wirte drüben.“

„Mit Willen!“ kreißt der Sepp, und tut ein Geheiß, das nicht jeder hören dürfte, den es angeht. „Das ist noch abgegangen. Die den Krieg angefangen, dieselben bleiben sicher schön auf der eigenen Bank hocken.“

„Wie allemal. Das Volk halt . . .“

Gleichmütig wendet er sich ab und zum Weitergehen; aber kaum ist er ein paar Schritte weg von der Gred, hört er den Alten schon wieder zetern und greinen.

„Wo willst denn hin? Magst dableiben? Gehst dich der Haderlump etwas an? Magst hergehen?“

Ein Weibergewand plodert hinter ihm, und eine nur allzubekannte Stimme ruft ihm nach: „Gangerl! Einen Augenblick!“

Er stößt den Stecken trutzig in den Weg und kehrt sich um.

Mit pustendem Atem steht die Liesel vor ihm und hält ihm die Hand zum Abschiedsgrüße hin. „Behüt' dich Gott also, wenn du fort mußt! Und komme wieder gesund heim! Ich vergiß dich nicht, und . . . hörst, ich warte halt auf dich. Mehr kann ich nicht tun, und mehr tue ich nicht.“

„Wie Gott will,“ steckt er dahin. „Man wird halt sehen.“ Er faßt die dargebotene Hand und drückt sie, als wollt' er sie zerquetschen. „Be-
hüt' dich Gott!“

„Diesel! Rabenaas!“

„Ah was!“ macht sie es unwillig. „Ich tue halt, wie ich will. Komme nur wieder gesund heim!“

Ein stoßender und fibernder Seufzer entringt sich steinhart seiner Brust, da er sich wieder zum Wege wendet, und ein kräftiger Fluch drängt sich hartnah bis vor die Lippen, und nachher setzt er einen Schritt ein, als müßte er noch vor Mittag im Feindeslande sein . . . Dämmer könnt' es nimmer spielen. Der Alte will nichts wissen von ihm, und das Dirndl will ihn nicht lassen. Wie mag das noch enden.

Ein schwaches Viertelstündlein weiter vorne gegen die übrige Gemeinde zu liegt, von mächtigen Schirmfichten behütet, der vordere Dornerhof, seine ehemalige Heimat. Heute gehört er dem hinteren Dorner, und die Leute reden manchmal, als wäre da nicht alles recht und gerecht vor sich gegangen, und der Vormund, der verstorbene Haider im andern Tale drüben,



Mit pulsendem Atem steht die Diesel vor ihm und hält ihm die Hand zum Abschiedsgrüße hin.

Hätte ein bißel ein Lumpenspiel mitgemacht. Wer weiß denn? Aber ein eigentümlich Gefühl und Sehnen geht ihn allemal an, wenn er in die Nähe dieses Hauses oder daran vorbeikommt, und wie mit nagelbewachsenen Krallen tastet etwas grobschlüchtig in seiner Brust herum.

Er zieht das Hütlein und gedenkt seiner verstorbenen Eltern in kurzem Gebet.

Unten aber, im noch nachtschlafenden und im Morgenschatten gehüllten Städtlein pfaucht und

pustet ein Lastzug bergwärts und blasen sie gleich an ein paar Orten und Enden Marm, um den Leuten die Mobilisierungsbotschaft als Morgengruß in die Ohren zu schreien.

Ein Liedel drängt sich in sein Sinnen, und er singt es halblaut hinaus in die Morgenstille.

Nichts mehr bergsteigen,
Nichts mehr jagen,
Nichts mehr Gamsferln schießen
Am Gebirg;
Denn das ganze Leben
G'hört dem Kaiser,
Aber 's Herz, Dirndl,
Das g'hört dir.

Der Sonntag wird im Lande noch kaum so viel Tränen und todtraurige Menschen gesehen haben wie diesmal. Die Männer greinen und schimpfen, und die Weiber flennen, jammern und verwünschen, und während die Einrückenden singen und juchzen, vermöchten die Daheimbleibenden beinahe vergehen vor Jammer und Elend.

„Jetzt, da . . . das ist auch recht!“ entsetzt sich der Mühlfranz, der seit jeher schon ein bißel auf der grübelnden Seite ist und in seiner Bergeinöde auch Zeit und Weile genug hat dazu, über alles mögliche in seiner Weise zu sinnen. Krieg! Wie viele Tausende werden da wieder ums Leben kommen, und es heißt doch: Du sollst nicht töten!“

„Für uns arme Tröpfe gilt sel Gebot und . . .“ „Gebote und Gesetze gelten eh' nur für die Kleinen,“ lacht der Hinteröder in seiner harten Not.

„Jetzt . . . nein, jetzt komme ich selbst schon auf dieselbe Meinung,“ billigt der Mühlfranz diese Ansicht zum größten Teile. „Entweder gilt etwas für alle oder für gar keinen. Die Lumpen, die den Krieg wollen und anfangen, können all' das Gemorde ja nicht verantworten und verbüßen, wenn es hundert Ewigkeiten gäbe. Wenn oft einer nur ein Menschenleben auf dem Gewissen hat . . .“

„Gibt nichts,“ folgert der Dorner schlankweg. „Auf diese Weise gibt es keine Sünde nicht und keinen Teufel und sonst auch nichts. Wie käme da ein anderer dazu, wenn nur die Großen . . .“

„Wird mancher auf denselben Weg kommen,“ mutmaßt der Höhlipp.

„Du . . . Mathes, Dorner!“ knurrt der Ruperl in seiner gewohnten Art. „Wenn d' einmal Zeit hättest: ich hätt' ein paar Wörtel im Ernste zu reden mit dir.“

„Wann d' willst.“

„Bei Gelegenheit einmal, etwa . . . nachmittags.“

Die Einberufenen packen in aller Hast ihre Koffer und Bündel und ordnen in der Eile noch das und jenes, was eben noch zu schlichten ist

und gen halben Nachmittag herum rücken sie einzeln oder in Gruppen und zumeist mit ihren Angehörigen bei der Kirche drüben an und sammeln sich vor den Wirtshäusern zu gemeinsamer Abreise. Die Jüngeren jauchzen und singen, aber die Älteren schauen ernst und finster drein. Daheim hat fast ein jeder von ihnen Weib und Kinder, und wo diese sind, bleibt auch das Herz und ziehen die Gedanken ihre Kreise.

Und dann brechen sie auf. Weiber und Kinder fangen zu flennen und zu kirren an, und die Flüche und Verwünschungen der Väter und Männer mischt sich in den Turbel: Ewiger Fluch den Großen und ihren Ministern, die an der bevorstehenden Massenmorderei schuld haben!

Die Diesel drückt noch einmal ganz verstohlens dem Gangerl die Hand, und nachher setzt sich der Zug der Fortreisenden in Bewegung.

Der Kuperl aber wähnt jetzt die Zeit zu ernster Mahnung gekommen und günstig und winkt dem Dorner etwas abseits.

„Wie viele werden nimmer kommen!“ leitet er ein.

„Kann eh' sein,“ freist der Dorner grimmig.

„Mensch, daran denken wenn ich tue . . .“

„Ich glaub' dir's eh'. Wird jedem so sein, aber . . . Ich möchte dich an etwas mahnen. Weißt, weil es . . . sagen wir: mehr wie recht wäre. Dem Dorner-Gangerl lasse wieder sein Heimatgütlein! . . .“

„Was . . . geht denn das dich an?“ schreit nun der Matheß, der Dorner, in jäh aufschiefender Wut heraus. „Was . . . was . . .?“

„Ich mahne dich halt, weil . . . ich weiß, wie sein Vater ums Leben kommen ist und wie . . . das Höfel haßt eh' auch nur mit Schwindel erschlichen . . .“

„Wie . . . jagst?“ leucht der Dorner und seine Augen kriegen fast Stiele wie Schneckenaugen. „Wie . . . haßt gesagt, du . . . du . . . Schmierfink, du . . .?“

„Du haßt ihn erschlagen,“ plagt der Kuperl nun gerade heraus. „Ich hab' es gesehen, aber . . . mich hat niemand gefragt, und . . . ich will schon meiner Lebtag mit dem Gerichte nichts zu tun haben. . . . Geh nur her!“ trutzt er gleich darauf und nimmt seinen Stecken schlagbereit in die Hand, als der Dorner in unzweideutiger Weise nach dem Messer langen will. „Mich überrumpelst nicht, wie . . .“

„Täte mich schämen,“ freist und leucht der Dorner nun und wendet sich ab. „Aber . . . merke dir diese Reden! Verstehst mich?“

„Wie du willst.“

Und damit ist der Schwaz wieder zu Ende; aber dem Dorner wälzen sich diese Anschuldigungen wie ein hausgroßer Mühlstein im Sinnen und Wüten herum, drücken auf sein Gemüt und

sein Wachen und Träumen und schieben ihn gewaltfam über die Trennung von den Duben hinweg . . . Dieser . . . Tropf will wissen, wie der Dorner-Wolf ums Leben gekommen, und daß er das Höfel nur mit Schwindel erschlichen! Alle neunhundertneunundneunzigtausend . . .! Das . . . nein, das kann keinen ruhig lassen. Darf er den Unsinn nur herumschreien und herumschwätzen oder zumindest nur Andeutungen machen, die sich jeder selbst anlegen kann, wie es ihm mundgerecht gegeben wird! Was kann da für ein Gewäsch entstehen? Und er . . . Ah was! Der Leutschwaz eben, sonst nichts. Wer kann heute sagen oder behaupten, daß er selmal aus dem Hause gekommen? Wer hat ihn gesehen? Wer wird diesem Schmierfinken glauben, nachdem er etliche zwanzig Jahre her keinen Schnabel aufgetan? Wer denn? Und das Höfel hat er mit Einwilligung und Einschlag des Vormundes gekauft, jawohl: gekauft. Wen geht es an, daß es billig gewesen? Wen denn? Jeder kauft und handelt zu seinen Gunsten, zumal wenn er . . . Ah was! Dazumal schon hätte er das Höfel kaufen sollen, wie der Mis, der seinerzeitige vordere Dorner, verkauft hat und ins Amerika fort ist. Wenn er damals ein paar Gulden mehr geboten, hätte der Wolf nicht gekauft, und . . . es wäre vieles ausgeblieben, vieles, was . . . nicht hätte sein müssen . . . Der Wolf . . .! Ein bißel auf der strittigen Seite ist er wohl gewesen, aber . . . daß er ihn gleich auf den ersten Schlag so trifft, daß er mausetot ist, sel ist der reinste Zufall, und . . . Ah was: Sünde! Notwehr, und es ist schier so, daß es keine Sünde mehr gibt, wenn die keine Sünde begehren, die so eine Menschenschlächterei anfangen. Es gibt nichts. Sie, die Dornerin, des Wolfen Weib, ist am gebrochenen Herzen gestorben, haben die Leute gesagt, und was geht das also ihn an? Nichts, gar nichts. Das alles ist heute nimmer wahr, und . . . dieser Schmierfink . . .! Wtm? Der Tropf ist die Vorsicht gewohnt und nicht zu überrumpeln. Auf diese Weise ist ihm nicht beizukommen. Verklagen? Wenn einer wüßte! Verleumdung, Erpressung oder das und jenes. Ein Advokat brächte schon einen Grund und eine Ursache heraus; aber damit wecket' er den Schwaz und Tratsch erst recht auf, und . . . oftmals dreht sich im schönsten Spiele der Spieß mittendrin um. Das ist also auch nichts, und sonst gibt es keinen Weg und kein Mittel, als wie . . . zuwarten und geduldig stillhalten.

Eine Uruhe und . . . Augst könnt' eines beinah' sagen, überkommt und überwältigt ihn, fast ärger, als wie sie ihn gleich nach dieser . . . Torheit damals beherrscht, und kein froher Augenblick ist ihm mehr gegönnt. Seine Leute mitmaßen, er kränke und struble sich um die

Buben so ab, und suchen ihn auf jede mögliche Weise zu trösten und zu beruhigen, trotzdem ihnen auch nicht viel leichter ist, aber aller Schwaz und alle Reden sind umsonst getan. Für ihn gibt es derweil keinen Trost. Dieser Schmierkittel wenn von der Welt wäre, nachher könnt' er schon wieder aufatmen wie einer, der von drüdrückendem Traume befreit worden; aber so ein Kerl stirbt nicht, so einem Menschen widerfährt nichts, und so einer . . . gäbe auch nichts um gutes Reden. Wäre schad' um jedes Wörtl, das einer verlöre . . . Mehr wie recht, so hat er schon zu Pfingsten geraunzt, und schon damals ist ihm etwas wie eine dunkle Ahnung aufgestiegen. Er weiß etwas. Schon damals hätte er sich denken können, daß hinter diesem Schwaz eine feste Absicht steckt. Und wenn er nicht so leichtlich vergessen könnte, hätt' er schon damals . . . Ja, was aber? In gutem geht nichts, und mit diesem Knochen im bösen . . .? Da zieht einer auch den kürzeren Halm. Aber . . . es wird sein müssen, und wenn es mit Hinterlist wäre. Uebrigens kann sich eine Gelegenheit schicken, nachher . . . wird's recht, wenn es nicht schon zu spät ist.

Einige Tage nachher schießt er das Hausgewehr ab und läßt es frisch, damit . . . der Schuß nicht einrostet, und dann geht er damit hin und wider gen Abend fort, weil das Hasengevieh so arg ins Krautfeld kommt. Wenn er um einen solchen Nabenbraten oder um den anderen weniger machen könnte! Aber die Gänge sind umsonst, und schließlich kommt er wieder ganz davon ab.

Der Kupferl ist mit seinem Wagenchmierfassel wieder fort und ins Gäu hinaus, und die Hasen . . . sollen freffen.

Gegen den Herbst hin jedoch kommt einmal ein Tag, an dem es ihn dünkt, er höret' alle Engel singen im Himmel droben. Es wird erzählt, daß den alten Sonderling, den Kupferl, auf seiner Wanderfahrt der Tod übermannt. Es hab' ein Schläglein seinem Einsiedlerleben ein jähes Ende gemacht. Nun atmet er wieder auf, und denselben Tag setzt er sich auch an den Viertisch, bis er einen Morztürkel zusammengebracht. Was sich ihm in den Weg hat stellen wollen, ist weg, und . . . jetzt irrt und schert ihn gar nichts mehr. Nur die Buben wenn wieder daheim wären! Aber das wird auch wieder werden. Sie und da schreiben sie, daß es ihnen soweit recht gut geht, und daß sie noch nicht ins Gefecht gekommen. Ja, alles wird wieder recht, weil nur der Malesitzknochen aus dem Wege ist! Ueberhaupt ein ganzes Wunder, daß er all die Jahre her nichts gesagt und nichts . . . verraten. Jetzt kann er sich das Wort schon eingestehen, jetzt wird ja doch keiner mehr sein, der . . . Ah was!

Und in währendem Heimwackeln summt er

jogar hin und wieder ein Liedlein vor sich hin. Seine Leute wundern sich schier über seine plötzliche Gemüts- und Wesensänderung, und sein Weib, die Bäuerin, erschrickt sogar darob. Entweder schnappt er über, und sein Verstand verwirrt sich, oder . . . es geht ihm etwas zu, eine Krankheit, ein Unglück oder sonst ein Unheil. Aber er lacht hellauf dazu.

„Ein Stein ist mir aus dem Wege gefugelt.“

4.

In den Berggemeinden ist es geworden wie in einem großen, großen Trauerhause. Verdrossen und traurig schleichen die Leute umher, und schweigend und jimmend verrichten sie ihre Arbeiten. Kein Lachen will mehr den Weg finden in eines Menschen Gesicht, und kein Singen schallt hinaus in die todesherbststille Zeit. Bis zum zweiundvierzigsten Jahre stehen alle Gedienten im Kriege und im Felde, jüngere Leute sind zur Mütterung gerufen, und es geht das Gerücht, daß noch alle anderen bis zum fünfzigsten Jahre und darüber werden zum Kriegsdienste herangezogen werden. Unter zehn Familien sind kaum zwei, die niemand beim Kriege haben; aber auch sie haben wie alle übrigen noch zu gewärtigen, daß auch sie in Mitleidenschaft gezogen werden.

Wen freut unter solchem Drucke die Arbeit, die doch geschehen muß, und wen freut das ganze Leben?

Die Ameisemarget, die alleweil kränkelt und bettlägerig ist, und deren einziger Bub ebenfalls im Felde steht, ruft und bittet den ganzen Tag: „Herrgott, komm um mich! Schick mir den Tod als Erlöser!“ Aber der Tod steht jetzt im Tagwerk der Mächtigen und hat anderes zu tun, als ein armselig altes Weiblein von der Last seiner Tage zu befreien. Gutmütige Seelen bringen ihr ab und zu etwas warme Suppe oder heizen ihr kleines Stüblein. Und sie hat doch einen Buben, der ihr alle Wart' und Liebe vergelten könnte und vergelten wollte. Warum hat ihr ihn der Staat fortgenommen und in den Krieg geschickt? Was hat ihr der Staat je Gutes getan, daß sie jetzt seiner Großen wegen . . .?

Die Hinteröderin betet mit ihren Kindern alle Mahlzeit um Leben und Gesundheit des Vaters und um seine baldige Heimkehr, und daran reiht sie einen gräßlichen Fluch gegen die Machthaber, die diesen furchtbaren Krieg angezettelt haben.

Aber der alte Waldmann grinst nur geringschätzig zu solchem Fürnehmen. Für diese Leute gibt es nichts, für die gilt kein Gebot und kein Gesetz, und wider die nutzt auch kein Versuchen.

Es kommen Nachrichten von Siegen und Verlusten, von Kämpfen und Schlachten und von großen Rückzügen in Galizien, und jedes bangt

mehr denn je um die Seinen, die das Gemorde mitmachen müssen auf Geheiß des Kaisers. Schlachten und Mützzüge kosten Leute und Leben, und keiner ist auch nur ein Viertelstündlein sicher.

Da bringt der Postbartel eines Tages einen Brief ins Wagnerhäusel: Feldpost und vom Buben.

Gott sei Dank! Doch wieder ein Lebenszeichen! So lange einer schreibt und schreiben kann, ist er noch am Leben, und das ist alleweil schon ein Trost.

Mit freudezitternden Händen schneidet der Wagner den Brief auf und beginnt in aller Hast zu lesen.

„Liebe Eltern! Ich bin hier im Spital . . .“

„Marand Joseph!“ kreischt die Wagnerin auf und schlägt die Hände klatschend ineinander.

„Im Spital! O mein! o mein!“

„Halt's Maul, Urschel!“ fährt er sie an und gibt ihr mit dem Ellbogen einen Puff in die Seite. „Die Spitäler sind für Lebendige . . . Und es geht mir sonst gar nicht schlecht.“ Liest er weiter. „Ein zerrissenes Ohrwaschel, zwei Armschiffe . . .“

„Ich sag' es ja!“ stöhnt das Weib.

„Dem Dorner-Gangerl fehlt's ein bißel weiter, aber auch nicht gefährlich. Er liegt neben mir; er läßt alle Bekannten schön grüßen. Sonst weiß ich derweilen von keinem der Unseren. Wie wir noch im Schützengraben gelegen sind, und wie uns die russische Artillerie gefunden hat, hat ein Geschöß zwei Dornerbuben und noch ein paar andere zerrissen und verschüttet; der Ameishannes soll auch gefallen sein, heißt es . . .“

„Der Krieg, dieser . . . elendige Krieg! Mein Gott, und du duldest, daß sich die Leute so dahimmorden müssen?“

Die zwei Dornerbuben tot und der Ameishannes gefallen! Der Wagnerbub schreibt es für gewiß, und das redet sich von einem zum anderen, bis es jegliches in der ganzen Gemeinde weiß und bis es notgedrungen auch die Dornerleute erfahren.

Alle . . .! Der Dorner tut einen Kreißer, als wäre etwas in seiner Brust von oben bis unten zerprungen und zerpalten. Alles versinkt um ihn her, und er wankt und taumelt, und mit weitauferissenen Augen starrt er vor sich hin . . . Wie ein ochsen großer, kohlschwarzer Hund stellt sich mit einemale die Schuld vor ihn hin und glockt ihn mit feuerprühenden Augen an . . . Du sollst nicht töten! Du sollst nicht töten!

Die Weiberleute fangen zu flennen an und zu jammern, und das bringt ihn wieder etwas zu sich.

„Wer weiß, ob es wirklich auch wahr ist?“ sucht er ihnen einzureden. „Soll . . . heißt

es . . . Gerede und Mutmaßung! Und in so einem Turbel kann der eine dahin kommen, der andere dorthin. Bis nicht eine gewissere Nachricht . . .“

In währenddem Reden glaubet' er selbst bald, was er da zusammensucht und zusammenlügt. Wenn es halt so wäre! Aber ein paar Augenblicke nachher zerstört die rauhe Wirklichkeit diesen schönen Wahn. Der Wagnerbub hat so und so geschrieben, und es wird kaum anders sein . . . Zwei zerrissen und verschüttet und der dritte . . . Wer weiß, was es mit dem ist oder noch wird? Und . . . für wen hat er nun gekrebt und . . . gefehlt? Für wen denn? Zwei Buben sind selmal gewesen, und . . . für den einen von ihnen hätte der vordere Dornerhof gehört. Der ganze Plan ist soweit gelungen, wenn er auch durch einen Vorkauf richtiger gewesen wäre, und alles hat sich recht gut ausgegangen. Sogar der Kupferl ist beizzeiten gestorben. Jetzt . . . wendet es sich so! Ist es Zufall oder . . . Heimzahlung? Heimzahlung? Ja, was können die Buben dafür, daß er . . . sich halt selmal von Mergel und Fähsorn hat übermannen lassen? Was hat denn der Lapp auch gerade das Viertel zu kaufen gehabt, das er, der Nachbar, in seine Rechnung und seine Pläne genommen? Es ist ein Elend gewesen selmal bei den Leuten und ein Jammer, und er hat oftmals gemeint, er müsse von der Stelle weg zu Gericht laufen und sich selbst angeben, und es hat lange gebraucht, bis er die Dual aus seinem Gemüte gebracht, die Reue und die Unruhe. Und jetzt . . . Nein, es ist lediger Nassim und Gewohnheit von Jugend auf; es gibt nichts, es gibt keine Sünde. Wenn es keine Sünde ist, daß wegen ein paar Großen Tausende und Tausende von Menschen sich umbringen und verstümmeln müssen, so kann es auch keine Sünde sein, wenn einer . . . halt eine Dummheit anstellt. Es gibt nichts; es ist alles lauter Wauwau.

Aber trotz dieser gewaltsamen Beruhigung bringt er die Reue und die Gewissensqual nicht aus sich, und der Schmerz um die beiden Buben sowie die Sorge um den dritten nagen und heißen in ihm wie ein riesenhafter Holzwurm im haufälligen Gezimmer . . . Das wirft ihn über den Haufen . . . Sühnen, was er gefehlt? Jetzt noch zu Gericht gehen und sich als Totschläger des ehemaligen Nachbarn angeben? Seine Leute neben der Not und Kimmernis auch noch in Gerede und Schande und in neue Sorge bringen? Nein, heute nimmer, geh es, wie es gehen möge.

Immer tiefer und tiefer fressen sich Sorge und Gewissensqual in sein Herz und in sein Gemüte, und er kennt manchmal selbst, daß dieses zu einem . . . dummen Ende führen müsse, wenn es sich mit der Zeit nicht wieder

ebnete. Ebnet . . . ? Es wäre ganz Wurscht, wenn er der Diesel den Willen ließe und diesem . . . diesem Gangerl und ihr den vorderen Dornerhof als Heiratsgut gäbe. So käme die Sache auf irgendeine Weise wieder an den Buben des . . . Wolfen, und . . . das wäre mehr wie recht, hat dieser Haberlump gesagt, dieser Kuperl. Ja, eh' ganz Wurscht.

Und bei Gelegenheit läßt er solches verlauten.

Die zwei Weiberleute schauen ihn groß und klein an wie . . . eben einen, dessen Kopf ein bißel zwiespältig geworden. Zuerst so widersträuben und nachher selbst den Antrag machen!

„Es wird alles wieder recht werden,“ sucht ihn die Diesel zu trösten, aber er nickt so dazu, daß man es für eine gerade Verneinung nehmen kann. Wenn es nicht anders geht, wird es nimmer recht . . . die Buben! Und wenn er so sinnt, daß es möglicherweise doch eine Heimzahlung sein könnte, eine . . . Vergeltung seines Fehlens!

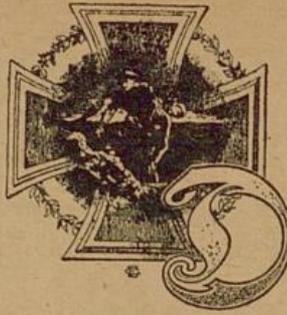
Oftmals wird ihm so, als sollte er sich selber an's Leben tasten und selbst den Richter machen, und gleich darauf lacht er wieder hell auf wie ein völlig Irre. Es kann unmöglich eine Sünde geben, wenn diese Menschenmorderei keine ist, und von keiner Seite hört eins einen Tadel darüber. Heldentaten, sonst gibt es nichts, weil die Großen dieses Morden wollen. Nein, es kann keine Sünde geben, und er . . . hat auch keine begangen. Wenn der Herrgott gerecht ist, muß er auch ihm durchgehen lassen, was für die Großen erlaubt ist. Trotzdem aber will er ebnet, was er noch ebnet kann: das Dirndl soll seinen Willen haben, und das Höfel soll wieder an den Buben des . . . Wolfen kommen, des Nachbarn, der ihn . . . so viel geirrt.

Und nachher: Wie Gott will! Wenn das nicht recht ist, was er getan, nachher soll und darf aber auch nicht recht sein, was heute die Großen tun und für Elend stiften.

Das ist noch sein Trost und seine Tröstung bei all seiner Schuld und in seinem Elende. Buße? . . . Und wieder muß er auflachen wie einer, dem der Verstand in die Brüche gegangen.

So sinnt und strubelt er dahin und sorgt und trinkt sich, bis wirklich einmal eine Zeit kommt, wo er sich als gemachter Narr zeigt und gibt, und wo nichts mehr anzufangen ist mit ihm.

Die Leute sagen und mutmaßen, daß ihn der Verlust zweier Buben in ein anderes Geleise gedrängt, und kein Mensch hat einen Argwohn, was noch auf sein Sinnen und auf sein Wesen gedrückt, bis er unter dessen Schwere zusammengebrochen: die Schuld, die sich so lange Jahre hat geduldig zur Seite schieben lassen und beinahe eingeschlafen ist mit ihrem Mahnen und Erinnern, mit ihrem Beißen und ihrem Drücken



Ein Glas Milch.

Von
Franz Boas
Wiesbaden.

as kleine Seitental hinauf stieg langsam ein Mann, ein Feldgrauer. Am Stocke ging er, und das eine

Bein schleppte er ein wenig nach.

Ob und zu blieb er stehen, hob den Kopf und schaute nach den Bergen auf, wie sie rechts und links den plätschernden Bach begleiteten.

Wie schön waren auch diese Berge in dem frischen Frühlingsgrün! Die Tannen zwar waren noch winterlich grau und dunkel; aber wo zwischen ihnen die Birken und Buchen zusammenstanden, da leuchtete in breiten Flecken und langen Streifen um so heller das neue Grün heraus; und hie und da setzte noch ein Obstbaum mit seiner weißen Krone diesem lebenden Teppichmuster ein besonderes Licht auf.

Der Mann hatte die Mütze abgenommen, diese alte graue, verdrückte und zerknüllte Feldmütze mit schon stark eingebrochenem Sturmriemen und rissigem Schild; mit der linken Hand fuhr er sich durch das schon etwas spärliche Kopfsaar.

„Schön bist und bleibst du doch einmal, deutscher Wald!“ So sprach er für sich hin. „Ihr Menschen wißt ja gar nicht, was es heißt, daß euch der Wald dort verblieben ist, — unangerührt, unverlezt. Da den' einer an den Argonnenwald, an die Wälder an der Somme und der Aisne!“

Des Mannes Augen weiteten sich und mit Lust und Freude gingen sie über die Landschaft. Auch nach rückwärts wandten sich seine Blicke; sie hafteten an dem spitzen Kegel, der sich weitab im Haupttal erhob. Mochte das Seitental auch seine Krümmungen machen, rechts oder links, sanft oder scharf, — immer blieb doch dieser Kegel zu sehen. Ja, je höher es dies Seitental hinanging, desto höher, und auch schärfer anscheinend, hob sich der Kegel von dorthier auf. Es war, als wollte er die Menschen hier durchaus dazu zwingen, daß sie in einem Währen nur immer nach ihm schauten; und als ein besonderes Wahrzeichen streckte er obenein, einem scharf erhobenen Finger gleich, ein kantiges, spitzes Gemäuer hoch in den Himmel hinein.

Aber die Menschen hier in dem Tälchen scherten sich trotzdem darum weiter nicht. Als der Feldgrauer seines Weges weiterging, traf er den und jenen; aber daß einer wohl einmal